

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 255.

Montag, 1. November

1926.

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

Am Abend begab sich Dr. Binger zum Bahnhof und holte die beiden telegraphisch angemeldeten Herren ab. „Sie haben die Ruß geknackt?“ war des alten Lecocq erstes Wort. Seine Greisengestalt stand in einem viel zu weiten Anzug. Er sah noch verfallener aus als bei seinem letzten Besuch. Nur die hellen, grauen Augen hinter der goldenen Brille waren frisch, glänzten wie die eines Jünglings.

„Gesunden, aber noch nicht geknackt . . .“

„Sie haben Angst, die Ruß könnte taub sein?“ scherzte der Franzose. „Nun, wir werden ja sehen. Hier, der Rußnacker . . .“ Er stellte vor: „Doktor Binger aus Budapest, der kommende Mann, — Monsieur Renaud, der verfloßene Botschafter.“

Dem alten Lecocq durfte man ein Späßchen nicht übel nehmen. Trotzdem machte Herr Renaud, ein zierlich gewachsener Fünfziger mit lebhaften, etwas vogelähnlichen Augen, ein eisiges Gesicht, verbeugte sich steif. Er war mit Eleganz gekleidet, schien auf seinen sorgfältig geträufelten, dunklen Spitzbart sehr eitel und reichte dem jungen Kriminalisten zwei Fingerippen.

„Er hat sich noch nicht von seinem Schreck erholt, als ich ihn vor 20 Stunden im Bois in mein Auto steigen hieß. Selbst die reizende Mademoiselle R. R. war pikiert, ihr Paul sollte ohne großes Gepäck, sogar ohne sie nach Deutschland zurück . . .!“

„Taisez-vous!“ Nun war Monsieur Renaud ernstlich erzürnt.

Die drei Herren standen am Ausgang.

„Ein Hotel bitte, wo man mir nicht Hut und Mantel stiehlt . . .“ bat Lecocq.

„Sie werden zu unserer Besprechung doch einen Kriminalbeamten zuziehen? Es liegt mir daran, daß auch von deutscher Seite meine gänzliche Unschuld an dem Verschwinden des politischen Dokumentes festgestellt wird.“

„Kommissar Fischer erwartet uns im Fürstenhof.“

21. Kapitel.

Der dreizehnte Diebstahl.

Aber während bedächtige Polizeibeamte den großen Schlag gegen die Diebe der zwölf Nächte vorbereiteten, führten diese ihren dreizehnten Diebstahl aus.

Um Mitternacht schritt auf dem Polizeiamt die Klingel und eine weibliche Stimme teilte in gebrochenem Deutsch folgendes mit:

„Oh, soeben komme ich von einem Konzert nach Hause und denke Sie, man hat mich beraubt, bestohlen, ausgeplündert! Keine Silbergabel ist mehr da. Und wenn ich bloß wüßte, wo Mary steckt, meine Gesellschafterin! Sie hatte um sieben Uhr Kopfschmerzen, legte sich zu Bett, und jetzt ist Mary mit dem Bett verschwunden!“

Die Dame war sehr aufgeregt, was in Anbetracht der mit ihrem Bett verschwundenen Mary verzeihlich war.

Es handelte sich um eine alte, feineriche Engländerin, die eine kleine, schmucke Villa außerhalb der

Stadt bewohnte. Sie hieß Rosanna Cadell und der Gatte dieser ehrwürdigen Lady sollte den ihr hinterlassenen Reichtum als hoher Beamter in Indien erworben haben. Kenner rühmten insbesondere die reichhaltige Sammlung von Edelsteinen, die sie in ihrem festen Geldschrank verwahrte, und die aus den Schatzkammern indischer Fürsten in den Besitz des Lord Cadell übergegangen waren. Die Lady konnte sich von ihnen nicht trennen, und da sie sich ganz richtig jagte, daß neuerdings auch die tiefsten Keller der Banken und ihre Stahlschränke keinen Schutz gegen die unbekannten Gauner gewährten, hatte sie ihre Schätze im eigenen Geldschrank gelassen. Alles konnten diese Gauner nicht wissen, und bis Lady Cadell an die Reihe käme Aber poh Bliß! Die Gauner hatten die indischen Juwelen anscheinend als Nr. 13 auf die Liste ihrer Schandtaten gesetzt! Und um auf jeden Fall sicher zu sein, hatten sie außer dem Schmutz die ganze Wohnungseinrichtung mitgehen heißen. Konnte die gerissene Lady ja auch geschickte Imitationen eingeschlossen haben. An Ort und Stelle und in der Nacht läßt sich dies nicht immer so fix feststellen.

Die Juwelen waren aber echt und deshalb erbat die sehr erregte Bestohlene um sofortige Nachforschungen.

„Gelegentlich können Sie auch feststellen, wohin Mary gekommen ist. Um sieben Uhr trug sie ein blaues Kostüm. Aber ich taxiere, daß sie im Bett weniger anhatte . . .“ Lady Castell legte den Hörer zurück.

Die vier Herren, die noch im Hotel Fürstenhof bezogen, zuckten zusammen, als die Kunde von diesem neuen frechen Diebstahl sie erreichte.

„Unerhört!“

„Die indischen Steine sollen mehrere Millionen wert sein.“

„Wir werden uns sofort an den Tatort begeben!“

„Ob Mary, die Unglückliche, noch in dem geraubten Bett schläft?“ Der alte Lecocq faßte sich zuerst wieder, versuchte mit einem Scherz der Situation gerecht zu werden.

Kommissar Fischer verständigte sich sofort telephonisch mit der dem Tatort nächsten Kriminalstelle. Er würde selbst die Untersuchung führen . . .

„Kein Mensch darf die Villa betreten! Und — Hallo! — haben Sie gehört, ob irgendeine greifbare Spur vorhanden ist? Haben die Diebe etwas zurückgelassen?“

„Nur ist nur die alte Dame, die sitzt auf der Treppe und weint sehr. Aber im Zimmer, aus dem die Juwelen verschwunden sind, liegt ein Handschuh auf dem Boden . . .“

„Aha! Ein alter schmutziger Herrenhandschuh?“ Fischer dachte an den „Lodovogel“ von einst im Telephonkiosk.

„Gott bewahre! Ein pitzeiner, blühhauberer Damenhandschuh! Größe Nr. 6. Der verschwundenen Gesellschafterin Mary Walker gehört er nicht, die hatte Größe 7. Frau Cadell will es beschwören.“

„Der Handschuh soll liegen bleiben, wo er liegt. Schluß!“

„Größe Nr. 6 . . .“ Dr. Binger schloß die Augen. „Sind Sie müde, träumen Sie?“ Monsieur Lecocq legte ihm die Hand auf die Schulter. „Oder wittern Sie schon etwas?“

Binger fuhr in die Höhe. „Ich überlege nur, welche Handschuhgröße der Schuhnummer 40 entsprechen könnte. Ich habe auf diesem Gebiet noch recht wenig Erfahrung.“

„Dann müssen Sie heiraten“, riet Lecocq milde. „Aber wir wollen die Herren nicht aufhalten, nicht wahr, Monsieur Renaud? Es bleibt doch bei unserer Beratung für morgen mittag . . .“

„Sie wollen nicht . . .“ Der Kommissar atmete erleichtert auf. Die spöttischen Bemerkungen Lecocqs hätten ihn am Tatort recht irritiert.

„Mit Ihnen in Nacht und Nebel hinaus? Mon Dieu, ich bin doch pensioniert! Und wenn ich morgen mittag um zwölf Uhr schon wieder scharf denken muß, ist es höchste Zeit für mich, mich schlafen zu legen. Doktor Binger, können Sie mein Bett nicht mit Glaswänden isolieren? Ich habe nicht Lust, davongetragen zu werden und in der Hafenheide aufzuwachen . . .“

Der Ungar zuckte zusammen. Erriet dieser Greis seine innersten Gedanken? Wie konnte er etwas von den Vorbereitungen wissen, die er nach stundenlangen Besprechungen mit Lisa Müller getroffen?

„Wenn es eine Telepathie, eine Gedankenübertragung, gibt“, er blickte den Pächter ärgert an, „so sind Sie ein vorzüglicher Gedankenforscher.“

„Gehört zum Handwerk, junger Freund. Sie müßten diese Kunst erschöpfend lernen. Vorläufig kombinieren Sie nur. Das entnahm ich Ihrem Gemurmel über gewisse Handschuhweiten und Schuhgrößen. Wo Jacques Mouffet hingeraten ist, weiß ich. Können Sie meine Gedanken lesen?“

„Jacques Mouffet ist tot“, unterbrach Monsieur Renaud, der Botschafter, nervös. Er brannte sich gähmend eine neue Zigarette an.

Dr. Binger griff nach Hut und Stod. Er wollte sein spöttisches Gesicht nicht sehen lassen.

„Monsieur Renaud“, nahm Lecocq ihm die Antwort ab. „Ich sehe ein, Sie haben ein Nickerchen gemacht, während wir hier berieten. Gehen Sie zu Bett! Ich glaube kaum, daß man Sie im Schlaf entführen wird.“

„Ob ich Ihre Gedanken richtig lese“, sagte auf der Schwelle Dr. Binger, „wird sich morgen mittag herausstellen. Wir haben ja beide einen Namen auf einen Zettel geschrieben und in ein Kuvert versiegelt . . .“

„Famos!“ rief Monsieur Renaud. „Daß ich das vergessen hatte! Mit einem Lecocq Schlachtpläne zu entwerfen, ist immer von prickelndem Reiz. Oh lala, werde ich mich morgen amüsieren, wenn Doktor Binger einen falschen Namen aufgeschrieben hat!“ Dann gähnte er wieder herzerweichend.

Als der Kommissar und Dr. Binger am Tatort anlangten, sahen Sie sofort, daß dieser Einbruch nur von den Dieben der „Zwölf Nächte“ begangen sein konnte.

Die Villa der Lady Cadell lag auf einem kleinen Hügel außerhalb der Stadt. Die nächsten Häuser befanden sich einen halben Kilometer entfernt, dazwischen lag ein Wäldchen, der Ausläufer der Eichenwäldungen, die die Stadt im Norden umsäumten.

Nur eine mäßig breite, gepflasterte Straße führte bis zu dem Anwesen, das somit — insbesondere bei Nacht — völlig isoliert und abgeschieden in idyllischer Ruhe träumte. Ein besseres Angriffsobjekt hätten die Diebe kaum wählen können. Die alte Dame in der Stadt, erst um Mitternacht zurückzuerwarten. Die junge Gesellschafterin bereits zu Bett, war sicher schnell überwältigt und mundtot gemacht. Wer überdies hätte einen Hilferuf in dieser von der Welt abgeschiedenen Gegend vernommen?

Nach welcher Richtung mochten die Diebe mit ihrer umfangreichen Beute verschwunden sein? Als Lady Cadell im Auto zurückfuhr, war ihr kein anderes begegnet, geschweige denn ein Möbelwagen. Denn der Kommissar taxierte, als er die völlig ausgeraubten Zimmer besichtigte, auf mindestens 6 Meter Umzugsgut.

Die hartgepflasterte Straße wies keine verdächtige Spur auf, soweit man sie auch mit Laternen auf die Stadt zu absuchte. Hinter der Villa war sie durch ein starkes Eisengitter abgegrenzt. Darüber konnten selbst die Gauner der „Zwölf Nächte“ keinen 6-Meter-Möbelwagen springen lassen. Und jenseits dehnte sich Wald ohne Weg und Steg aus.

„Nun wollen wir den Handschuh besichtigen!“ leufzte der Kommissar. „Aber ich ahne schon, unsere Hunde werden wieder mal versagen . . .“

„Wie wär's mit Fifi?“ ließ Lady Cadell sich hören. „Er ist in London geboren. Vielleicht hilft das.“ Die alte Dame war noch im Abendmantel, wie sie aus der Stadt gekommen. Sie hatte sich wieder heldenmütig gesaßt, seit die Beamten in so großer Anzahl und mit umgeschlachten Schußwaffen eingetroffen. Nur ihr seidenes Kopftuch sah noch etwas verwogen auf dem silberweißen Haar. Man bedenke, Juwelen im Wert von zwei Millionen geraubt und eine schlafende Gesellschafterin mitgenommen, ist immerhin ein Ding, das selbst Männer erschüttern könnte.

Fifi war ein misgütiges Zwerghündchen, winzig, mit langen, geprenkelten Haaren und einer ewig feuchten Nase, die wie ein schwarzer Diamant glänzte.

Fifi war — wie seine Herrin sagte — in London geboren, zurzeit jedoch blickte sie aus einer Falte des pelzbelegten Abendmantels und gähnte unverschämt, als die Herren zu einer näheren Besichtigung schritten. Man konnte ihre winzige rosa Zunge beinahe bis zur Schwanzspitze studieren.

Der Kommissar nickte und wies mit dem Stod auf den am Boden liegenden Damenhandschuh. Warum sollte man nicht mit diesem winzigen Hündchen einen Versuch machen? Ihm fiel ein Zwischenruf auf der neulichen Konferenz der Kapazitäten ein: sicher haben die Gauner der Zwölf Nächte heimlich sämtliche Polizeihunde immun gegen Diebstahlswitterung gemacht!

Lady Cadell kauerte mit glänzenden Augen auf dem Boden, während der Kommissar Fifi mit dem Handschuh bekannt machte.

Doch Fifi, kaum mit der kleinen schwarzen Nase an dem wichtigen Beweisstück, gähnte wiederum, sah die Herren und Lady höchst vorwurfsvoll an und hüpfte in die Falte des Abendmantels zurück. Der Versuch war mißlungen. Ob man sogar Fifi imprägniert und immun gemacht hatte?

Nun erst betrachtete Dr. Binger den Handschuh näher. Er hob ihn auf, besah sich die Innenseite und ließ das aus feinstem Leder gearbeitete, ganz schwach nach Vaccin duftende Bekleidungsstück fallen, als ob er glühendes Eisen berührt habe.

„Was ist los?“ machte Fifiher.

Wortlos wies der andere auf den Handschuh, er konnte vor Wut nicht sprechen. Denn auf der Innenseite — dort, wo die Nr. 6 eingestempelt war — standen mit Tintenschrift geschrieben die Worte:

„Als Andenken an Ihre Dina Reimers zurückgelassen!“

Als Dr. Binger sich eine Zigarette anbrannte und ihr Rauch mit seinen ersten schwachen Ausläufern den Handschuh umschmeichelte und umwarb, verblaßte die Schrift, um nach kurzen Sekunden völlig ausgelöscht zu sein. Nur die Worte „Ihre Dina“ hatten sich etwas länger gehalten.

Der Kommissar schleuderte den Handschuh, das „Teufelsding“, zu Boden. Fifi, mit dem Kopf wieder aus der Mantelfalte auftauchend, schien Beifall zu nicken.

„Mary gehört er nicht. Das habe ich schon ausgesagt, Herr Coroner“, beteuerte Lady Cadell.

Trotzdem nahm ein Schuhmann die Personalien der spurlos verschwundenen Gesellschafterin auf, soweit ihre Herrin sie angeben konnte.

Dr. Binger hatte sich auf die Treppe gesetzt. Man konnte ihm in diesem Hause wirklich keinen Stuhl anbieten.

„Erst seit zehn Tagen in Ihrem Dienst, diese Mary Walker?“ rief er interessiert. „Wie kam Sie zu Ihnen? Woher? Wie sieht sie aus?“

Und Lady Cadell gab eine genaue Beschreibung von Kitty Wood.

(Fortsetzung folgt)

Allerseelen.

Die Toten lehren wieder
Im grauen Tag.
Es blüht, was tiefverschüttet
Im Alltag lag.
Es klingen alte Lieder
Im Herzen tief.
Es geht ein Glodenschwingen,
Das lange schließ,
Durch unsre stillsten Stunden.
War niemand, der uns rief?
Wir haben heimgefunden
Aus Tageslärm und Pein.
Vor Kerzen auf den Hügel
Wollen wir Väter sein.

Hans Gäßgen.

Gedenktage im November.

2. 1846: Der schwedische Dichter Elias Tegnér, Bischof von Västerås, gest. — 1856: Der Musikwissenschaftler Oskar Fleischer, Universitätsprofessor in Berlin, in Jörbig geb.
4. 1826: Der englische Schriftsteller, Musiker und Maler Hamilton Abbe in Paris gest. — 1856: Der französische Geschichtsmaler Paul Delaroche in Paris gest. — Der Philosoph B. Karl Friedr. S. J., in Feldkirch (Vorarlberg) geb. — 1916: Die Mittelmächte verkünden die Wiederherstellung Polens (Anlehnung an die Mittelmächte).
6. 1836: Karl X. von Frankreich gest.
7. 1846: Der Komponist Janas Brüll in Brokris (Mähren) geb. — 1866: Der Bibelforscher Adolf Deismann, Universitätsprofessor in Berlin, in Langenscheid geb. — 1906: Der Dichter Heinrich Seidel in Großlichterfelde gest.
8. 1856: Der Kommunist Etienne Cabet (Marischer Utopismus) in St. Louis gest. — 1866: Der Journalist Heinrich Kippeler, Chefredakteur der „Tägl. Rundschau“ in Rempten geb.
9. 1876: Der Volkswirtschaftler Paul Mombert, Universitätsprofessor in Gießen, in Karlsruhe i. B. geb. — 1896: Der Volkswirtschaftler Emil Frommel in Blön gest.
11. 1806: Fra Diavolo in Neapel erhängt. — 1836: Der amerikanische Dichter Thomas Bailey Aldrich in Portsmouth (New Hampshire) geb.
12. 1856: Der Philosoph und Naturphilosoph Felix Auerbach, Universitätsprofessor in Jena, in Breslau geb.
13. 1866: Heinrich Beschold, Direktor des Instituts für Kolloidforschung in Frankfurt a. M., daselbst geb. — 1886: Die Tänzerin Mary Wigan in Hannover geb.
15. 1856: Der Maler Friedrich Kallmorgen in Altona geb. — 1916: Der polnische Romanschriftsteller Henryk Sienkiewicz in Beven gest.
16. 1866: Der Dichter Johann Nepomuk Vogl in Wien gest.
17. 1776: Der Geschichtsschreiber Friedrich Christ. Schloffer in Jever geb.
19. 1866: Der dänische Marineoffizier und Polarforscher Georg Karl Andrup in Kopenhagen geb.
20. 1826: Die „Seherin von Prevorst“ kommt zu Justinus Kerner. — 1906: Der Schriftsteller Jakob Julius David in Wien gest.
21. 1851: Der belgische Kardinal Désiré Joseph Mercier in Braine-l'Alleud geb. — 1886: Der Kultur- und Literaturhistoriker und Novellist Johannes Scherr in Zürich gest. — 1916: Kaiser Franz Joseph gest.
22. 1916: Der amerikanische Schriftsteller Jack London gest.
24. 1906: Der Erzbischof von Osnabrück und Bielefeld, Florian v. Stabrowski, in Bielefeld gest.
25. 1851: Der evangelische Geistliche Karl Zatho in Kassel geb. — 1901: Der Orgelkomponist Joseph Rheinberger in München gest.
26. 1626: Der Feldherr Ernst von Mansfeld in Racovitz (Bosnien) gest. — 1876: Der Philologe Ernst Bidel, Universitätsprofessor in Königsberg i. Pr., in Wiesbaden geb.
27. 1916: Der belgische Schriftsteller Emile Verhaeren gest.
29. 1856: Theobald v. Bethmann Hollweg in Hohenfinow geb.
30. 1846: Der Nationalökonom Friedr. List in Ruffstein gest.

Frau Hofer.

(Eine Allerseelen-Geschichte.)

Von Helene Klever.

„Ach, Herr Professor!“ Frau Hofer blinnte ängstlich aus dem Eintretenden auf. Sie sah auf einem niederen Schemel rings um sie alle Aschensalen, Zigarettenbecher und Metallgegenständen des Ateliers, die sie mit dem Putzlappen blank rieb. Für gewöhnlich durfte der Herr Professor solche Arbeit nicht sehen. Heute aber hatte sie sein Kommen zu ungewohnter Stunde überrascht.

Der Bildhauer winkte ab: „Lassen Sie nur, ich gehe gleich wieder.“ Er hatte die Aufwartefrau, die unten in seiner Privatwohnung aushalf, bisher in ihrer scheuen schattenhaften Erscheinung kaum beachtet. Seine Frau hatte ihm erzählt, daß sie raderte und schüttete für drei, und daß sie in den Familien, wo sie ein- und ausging, wegen ihres Scheuereifers teils geschätzt, teils gefürchtet war. Dunkel entsann er sich, daß sie vor Jahren ein Kind verloren hatte, an dem sie mit ganzer Seele hing, dann aber wieder weiter schrubhte und putzte, als wäre nichts geschehen. Seinerzeit war ihr ganzes Streben dahin gerichtet gewesen, ihrem Gatte eine gute Erziehung zu erarbeiten — jetzt machten ihr wohl die anderen Kinder, aus denen nichts Rechtes wurde, und ihr Mann, der zuweilen trank, das Leben sauer. Nun — er hatte an anderes zu denken.

„Gleich bin ich fertig, Herr Professor.“

Er hob die nassen Tücher von dem Tonmodell und sah die halbfertige Statue prüfend an. Unruhe hatte ihn hergeleitet. Die Arbeit schien ihm diesmal nicht zu glücken. Während er mit gefurchter Stirn nach einem Spatel griff, traf sein Blick die lauernde Frau auf dem Schemel. Sie trug ein gestärktes Blaudruckkleid mit breiter Schürze, das in steifen Falten von dem hageren Häufchen abstand. Das weiße Kopftuch war edig in die Stirn gezogen, tiefe dunkle Scheitel umrahmten ein vergrämtes Gesicht, einen herben Mund, gefaltete Lider und eine schmale Nase. Ihre verarbeiteten und dennoch ausdrucksvollen Hände rieben an dem immer blanker werdenden Metall. Goldschnitt, durchzuckte es ihn — Lucas Cranach. Und schon griff er nach einem Zeichenbrett, der Kohlenstift flog, und seine Augen wanderten von dem Brett zu der gebückten Gestalt auf dem Schemel. „Bräute ich sie nur zum Sprechen, dachte er, dann wäre der Ausdruck lebendiger.“

„Nun, Frau Hofer, wie geht es denn immer?“

„Danke, Herr Professor, man muß zufrieden sein.“

„Sind die Kinder brav?“

„Mein Gott, sie wachsen eben so auf. Was ich verdiene, langt gerade zu Essen und Kleidern.“

„Stumpf“, dachte der Bildhauer, „bringe ich denn nichts aus ihr heraus?“ — „War das früher anders?“ erkundigte er sich.

„Früher! Da hatte ich ja den Gustl. Das war einer — der Beste in der Klasse und so tüchtig im Zeichnen! Die Lehrer wollten ihm später sein Vorwärtskommen erleichtern und ich habe gespürt, daß er einmal an die Gewerbeschule sollte. Dann bekam er die Blinddarmentzündung — zur Operation war es zu spät.“

„Wie lange ist das her?“

„Zwölf Jahre, Herr Professor; ich meine noch immer, es wäre gestern. Die nächsten Jahre sparte ich für den Grabstein. Aber alles wurde so teuer, das Sparschweinchen verlor seinen Wert. Nun kommt es wohl nicht mehr dazu.“

Die Aschentasse lag im Schoß, zwei tiefe Augen sahen den Bildhauer an.

„Dast — einen Moment! Bleiben Sie eine Minute so, Frau Hofer — hätten Sie Lust, mir ein paarmal zu sitzen?“

„Ja, aber meine Damen?“

„Das lassen Sie meine Sorge sein — also Sie kommen?“

„Soll ich dazu mein Sonntagskleid anziehen?“

„Behüte — genau, wie Sie jetzt sind!“

Frau Hofer „sah“ dem Professor. Schließlich tat es ihr ganz gut, sich einmal ein bißchen auszuruhen. Sie konnte nur nicht verstehen, was er an ihr fand, aber es war weder ihre Art zu fragen, noch sich Gedanken zu machen. Auch aus dem Tonmodell wurde sie nicht klug — das sollte sie sein? Einige Monate waren vergangen. Längst tat sie wieder ihre gewohnte Arbeit. Eines Tages erfuhr sie, daß „Die sitzende Frau“ in Marmor gehauen wurde und auf einer Ausstellung einen Preis erhalten hatte. Und als sie einmal in einer Familie zufällig eine aufgeschlagene illustrierte Zeitung sah, hätte sie beinahe herausgelacht: das Bild war ja sie in ihrem Blaudruckkleid mit dem Kopftuch, und darunter stand: „Sitzende Frau von Andreas Kirchner.“ Sie

In einer Zeitung! Und vorher in einem Ausstellungs- und dann angekauft von einem reichen Amerikaner! Wenn bloß ihre Kinder nichts davon erführen oder die Wohnungsnachbarn sie damit hänseln konnten! Sie wußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder sich dessen ein wenig schämen sollte. Freilich, der Herr Professor war ein berühmter Mann. Das Geld, das er ihr nach seiner Preiszuerkennung geschenkt hatte, legte sie in ihr Gebetbuch. Vielleicht konnte sie dem Gustl doch noch den Grabstein setzen, wie sie sich gelobt hatte, als sie die kleine Kinderleiche mit ihren Armen umschlungen hatte. Gustl, an den sie ihr Herz gehängt hatte, das einzige ihrer Kinder, in dem ihr Streben nach Besserem Erfüllung zu finden hoffte, der sich aus Niedrigkeit erhoben hätte und den das Schicksal ihr entriß. Seither war ihr Leben ein einziger Werttag gewesen. Ihr Trachten galt dem Grabstein. Allein, trotzdem ihr die neuen Ersparnisse ein bescheidenes Grabmal ermöglichten, wurde ihr armer Kopf plötzlich ratlos. Ob der Herr Professor wohl einen Ausweg wußte? An einem Herbsttag setzte sie das Messer. Ebenso unerwartet wie damals, als sie ihm zu der „Sittenden Frau“ verholten hatte, kam er herein.

„Guten Morgen, Frau Hofer, soll ich heute eine „Sittende Frau“ aus Ihnen machen?“

Sie nahm den Scherz nicht übel: „Nein, Herr Professor, aber fragen möchte ich gern: Ich wäre nun so weit, dem Gustl einen Stein stellen zu können, aber ich weiß nicht recht. Damals habe ich immer gemeint, ein knieender Engel oder ein kleines Kind wäre das Allerhöchste auf dem Grab. Aber jetzt ist mir eingefallen — es ist doch schon dreizehn Jahre her, und der Gustl war zehn. Er ist gar kein kleiner Bub mehr — paßt sich denn das noch? Es ist ein Kindergrab und doch wieder keins. Und wie sehr ich mich auch auf dem Friedhof umschaue — solche Portale oder Obelisse — der Herr Professor weiß schon, wie das Wort heißt, würden dem Gustl nicht gefallen, er war immer nur für Bilder und Figuren.“

Der Professor sah sie an. Seine Aufwartefrau hatte seiner Kunst Glück gebracht. Seit der „Sittenden Frau“ trug ihm jedes seiner Werke Erfolg ein. Und hier wandte sich eine Mutter an ihn.

„Geben Sie mir die Nummer von Gustls Grab“, sagte er, „nächstens gehe ich ohnedies auf den Kirchhof. Dann sehe ich mir die Stelle an und werde Ihnen schon etwas Geeignetes vorschlagen.“

Sie schrieb ihm die Nummer auf einen Zettel und schlich mit Besen und Schaufel hinaus, um ihn nicht zu stören.

Allerjeden kam! Mit einem Papierrosenkrans und einem eisernen Laternchen ging Frau Hofer den gewohnten Kirchhofsweg. Ihre Hüfte trugen sie wie von selbst — sie kannten ihn, als schritten sie ihn in Blindheit. Im Sommer gab es doch kaum einen Sonntag, wo sie das kleine Grab nicht iätete, goß, und auf dem Bänkehen davor saß, den Blick ins Weite gerichtet, in eine Vergangenheit, die ihr jedes Hoffnungsstor der Zukunft zugeschlagen hatte. Täuschte sie sich — war sie an der richtigen Stelle? Grundgütiger Himmel, zu Häupten des bekannten Plätzchens ragte sie selbst. Ihr Ebenbild und doch wieder nicht. In Bronze gegossen, die Hände gefaltet, den Kopf erhoben — „andächtig“ hätte sie es genannt, edel war es in Wahrheit — ruhte „Die Sittende Frau“ über dem Kindergrab. Weiße Chrysanthemen hoben sich in ihrer schneigen Fülle, und eine kleine Marmorplatte zeigte Namen und Alter. Der einzige Herr Professor! Er wußte, was für ein Grabmal man ihrem Kinde stellen konnte, das nie aus ihrem Sinn schwand, das, wenn es lebte, jetzt herangewachsen wäre, in dem ihre arme Phantasie nicht mehr den Knaben suchen konnte, nicht den Mann zu sehen vermochte: das Bild der Mutter. Der Mutter im Alltagskleid, mit verarbeiteten Händen, leidverzehrem Gesicht, dünnen Scheiteln und gekrümmten Rücken. Keine Putti, kein Engel, keine Idealfigur als himmlische Erscheinung, sondern die in ihrer Liebe so unfassbar heilige, in ihrer Einsamkeit so rührende Gestalt der Mutter!

Frau Hofer sank in die Knie. Kniete sie vor ihrem eigenen Abbild vor dem Hügel, der die Reste ihres Kindes barg, vor der Güte eines großen Künstlers? Sie wußte es nicht. Das Dämmern ihres Denkens hellte sich nicht, aber in ihrer Seele weitete sich ein Licht. Und während sie ihren kleinen Kranz unter die Blumenfülle bettete und mit zitternden Fingern das Laternchen anzündete, brach sie stammelnd aus: „Siehst du, Gustl, es wird doch noch alles recht. Ob klein oder im Himmel derweil erwachsen — dein Mutterl sitzt bei dir!“

Die Totenbretter.

Von Siegfried von Begasad.

Im Bayerischen Wald hat sich bis auf den heutigen Tag ein merkwürdiger Brauch erhalten. Wenn jemand stirbt, wird ihm ein Totenbrett errichtet, auf dem Namen, Alter und Todestag des Verstorbenen und ein frommer Vers aufgemalt werden. Ursprünglich wurde der Tote auf diesem Brett aufgebahrt, das man dann seinem Andenken weihte. Diese Totenbretter werden, meist mehrere nebeneinander, an den Waldfapellen, Wegkreuzungen, Scheunen oder auch mitten im Walde, an den Stämmen alter Tannen neben der Straße, aufgestellt. Zuweilen findet man sie in solchen Mengen am Eingang der Dörfer, daß sie nicht nur dem Andenken an die Verstorbenen, sondern auch dem praktischen Zweck eines Gartenzaunes zu dienen scheinen.

Leider hatten die einfachen Holzbretter der Witterung nicht stand, sie verfaulen schnell, in 50 bis 60 Jahren ist die Inschrift kaum noch zu entsiffern. Trotzdem die meisten vorhandenen Totenbretter jüngeren Datums sind, findet man doch noch oft originelle und rührende Sinnsprüche; ein letzter Rest naiver, primitiver Volksdichtung. Hier einige Beispiele:

Ich lieg im Grab und muß verweisen,
Was ihr seid, bin ich auch gewesen,
Was ich jetzt bin, das werb' auch ihr,
Geht nicht vorbei und spottet mir!

Einem Bauern, der im Leben wahrheitsfalsch viel professiert hat, wird folgender Vers gewidmet:

Im Tode wird genau gerichtet,
Da hilft kein Appellieren nicht!

Ebenso kurz heißt es anderswo:

Meine Sanduhr laufet aus,
Ich muß zu dem Totenhaus!

Oft wird der Wanderer angeregt, an die Vergänglichkeit des Lebens erinnert und um ein stilles Vaterunser gebeten:

Lieber Wanderer, sieh doch hier,
Wie dir's kann gehen, erging es mir:
Der Tod, der schlich sich unversehrt
Heran und hat gleich angeknüpft.
Er wartet nicht, ob's ruft „Herein“,
Tritt ein und sag gleich: „Du bist mein!“
Denn, lieber Leser, denk daran,
Daß er auch dich überraschen kann!

Oder man sucht die Hinterbliebenen zu trösten:

Gott eilet mit den Seinen
Zur schönsten Himmelspracht,
Wer mag den beweinen,
Der mit den Engeln lacht?

Besonders rührend sind die Sinnsprüche für früh verstorbene Kinder:

Mein Kind, das war ein Rosenknosp,
Wollt' eine Rose werden.
Es kam der Tod und roch daran,
Da war's nicht mehr auf Erden!
In meiner schönsten Jugendblut
Hätte ich es nicht gedacht,
Daß der Tod, der Senfemann,
An meiner Türe klopfet an,
Bin ich bekannt gewesen dir,
So hei' ein Vaterunser mir;
So bitte ich mit besser Stimm,
Weil ich so jung gestorben bin!

Auf einem Totenbrett, nahe von uns im Walde, floßt ein Gatte über den Tod seiner jung verstorbenen Frau:

Ein Denkmal meiner Liebe
Sieh ich weinend auf dein Grab.
Ach, die Stunden, froh und trübe,
Die ich mit dir geteilt hab!

Ein anderer scheint den Verlust leichter getragen zu haben, wenn er durch den Mund seiner Gattin sich folgendes Rat geben läßt:

Weine nicht, lieber Mann,
Nimm dir eine andre an!

Zuweilen wird auf den Totenbrettern auch die besonders Todesursache berichtet:

Liebe Eltern, weinet nicht,
Das Sterben ist des Menschen Pflicht.
Sie ist nicht so gestorben, der Türstod hat sie
Erschlagen im Alter von 17 Jahren,
Gott wird sie bewahren!

Woher diese merkwürdige Sitte der Totenbretter stammt, entzieht sich meiner Forschung, aber der Brauch lebt hier heute noch, und auch ich kann mir kein schöneres Totenmal denken, als so ein einfaches Holzbrett im Walde, am Stamm einer alten Tanne!